


Der Kulturfrachter Alpenhof.
Ein literarischer Wallfahrtsort auf
1110 m über Meer, Heimat der
12000-bändigen Bibliothek des Glaziologen,
Wetterbeobachter,  Fotografen, Maler,
Nachtschwärmer, Verleger, Filmproduzenten,
Bibliomanen, Kunstsammler und
Mäzen Andreas Züst, hoch oben, auf der
Kippe über dem Rheintal, Aus- und Einsicht
in 4 Länder. Vor den Panoramascheiben
öffnen und schliessen sich die Föhnfenster,
hinter uns, unermüdlich, die Gemein-
schaftskaffeemaschine. Jemand auch auf
der Terrasse, den Laptop auf den Knien,
eine rasant kürzer werdende Zigarette
im Mundwinkel. Schreibend. Nachts ein
Lichterteppich bis zum Bodensee. Oder, auf
der anderen Seite: nichts. Vielleicht Licht
am Sender auf dem Hohen Kasten.

Was passiert, wenn man 8 Schriftstellerinnen
und Schriftsteller aus 4 verschiedenen Ländern
eine Woche lang auf einer 1100 Meter hohen Kante
einquartiert und über dieses soziale wie literarische
Experiment schreiben lässt? Das Literaturhaus
Liechtenstein und der «Literarische Monat» wollten
es wissen. Das Ergebnis: auf den folgenden Seiten –
und im Netz unter www.literarischermonat.ch.

Jury für die Textauswahl:

Roman Banzer (Literaturhaus Liechtenstein)

Annette Hug (Bodman-Haus Gottlieben)

Peter Weber (Alpenhof)

Michael Wiederstein (Literarischer Monat)

Photos: Thomas Burla

Lektorat: Liliane Studer

Wir danken der VP-Bank-Stiftung
für die Unterstützung dieses Projekts.

LOBOSITERIA FOTOMONTAGE

I er beobachtete lange die menschen gesichter ihre kraft ihre züge befasste sich mit ausgeprägtem kinn zögerlichem oder überhängendem mit dellen und wallvorsätzen mit hohen oder fliehenden stirnen haaransätze machten ihn besessen ausgedünnte schädelböden oder grosse büsche samtig gleissendes schwarzes gold die feinporigkeit der haut ihre oberfläche als gebirge als buch mit siegel aufgestülpte lippen oder farblos dünne gerissene lackierte verwachsene ohrläppchen mochte er ihren übergang ins muschelwesen die dünen unter der nasenwurzel nicht zuletzt jenen glanz und das irrlichtern der augen bällchen glitzerkugeln im flackernden neon die stumpfe pflaumenfarbe einer rundgestupsten nase die verlederung der faltenschlag die augensäcke und die flecken die violett trüben schlagstellen oder leicht sprenkligen tupfer auf wangen

II da fand er sich im alltäglichen treiben das sich für alles notwendige und irrwitzige in bewegung setzte das hinwendung und verwerfung sein konnte die feuerbrunst der leidenschaft das streben das dem tanz der hochzeiten gewidmet wo die mienen der protagonisten und der nebendarsteller ihre zuordnung hatten die winkelspiele der werbung die bitteren kneifereien das kurze aufblitzen von zähnen die knitterung der haut auch die schäbigen abgewetzten masken deren zeit zerrann in graustufen konturiert die gleichgültig blassen beinahe neutralen er suchte auf scheinbar reglosen flächen pulsierendes leben eine regung der seele so trieb er durch die menge nichts spezifisches denkend feine abstufungen von hell und dunkel warfen schlagschatten wieder in unmittelbarer nähe zogen die masken vorbei war er ein unberührbarer geworden war er durch die hadesgesänge hindurch hatte er die engelsgesichter die hohn und zerrmasken gestreift über flüsterstufen und sah er die geheimen zeichen im zauber des gewohnten

III in der ferne vernahm er ein dröhnen gemischt mit rhythmisiertem hämmern und dumpfen glocken kolbenmotoren und dem auf und ab von nähmaschinen ◀

Hans Gysi ist Schweizer Schriftsteller, Regisseur, Schauspieler und Theaterpädagoge. Von ihm zuletzt erschienen: «Generalprobe: Gedichte» (edition 8, 2015). Hans Gysi lebt in Märstetten.

Für immer die Alpen

von Benjamin Quaderer

Unruh folgte den Eisbären aus Plastik, die abseits der Strasse im Gras, auf Astgabeln oder Stromkasten standen und ihm in schmutzigem Weiss leuchtend den Weg wiesen. Die gartenzwerggrossen Tiere schickten ihn eine Strasse entlang, die sich: futuristisch, dachte er, den Hügel hochwand wie ein hingeworfenes Stück Schnur. Sah er sich erst von Wiesen umgeben, war er bald ins Dunkelgrün gedrängt stehender Tannen gehüllt. Wie im Versuch, sich zu berühren, waberten die Äste über dem Wagen und bildeten einen Tunnel, den Unruh mit gut achtzig durchfuhr. Er benötigte sein ganzes Geschick, die Geschwindigkeit des Wagens zu drosseln und in den Kiesweg einzubiegen, dem zu folgen ihn ein weiterer kleiner Eisbär, hinter einem Baumstamm versteckt, anwies. Es ging steil bergauf durch ein Waldstück. Die Scheinwerfer stanzen Löcher in die Schwärze, Kies knirschte unter dem Gewicht des Wagens. Unruh vermutete Tannen um sich, das Autoradio rauschte; waren es Eulen, die riefen?

Es war bereits nach zehn Uhr, als Unruh den Audi auf einem wunderschön asphaltierten Parkplatz zum Stehen brachte. Die Luft war gut. Die Aussicht schön. Das Rheintal glühte. Die Räder des Trolley Case quietschten, als er in Richtung des Gebäudes schritt, von dem er hoffte, dass es dasjenige sei, in dem er ein Zimmer gebucht hatte für zwei Nächte. Es war ihm nicht möglich, zu verifizieren, ob die Bilder, die er auf der Internetseite der Herberge *Alp Arktis* gesehen hatte, das Objekt zeigten, vor dem er sich befand. Auf den Fotos war das Gebäude nie in der Totalen zu sehen, sondern nur in Ausschnitten und Details. Die Struktur einer Holzwand; ein Fenster, das die Aussicht auf das Rheintal freigab; gemangelte Bettwäsche; Schallplatten, die in einer Weinkiste standen; ein Duschkopf mit feinen Düsen; ein Riss in der Form eines Blitzes, der sich über mehrere Bodenplatten erstreckte.

Alp Arktis oder das, was Unruh dafür hielt, lag auf einem Hügelkamm, der dicht mit Nadelbäumen bewachsen war. Obwohl die Farbe präzise gewählt worden war – das Dunkelgrün der Fassade wirkte, als hätten sich die dahinter befindenden Tannen gekrümmt und die Holzverkleidung des Gebäudes mit ihren immergrünen Nadeln getüncht –, wollte sich das kubistische Gebäude nicht in die geschwungene Landschaft des Appenzell einfügen. Wie ein Spion am Anfang seiner Laufbahn, der die totale Un-

scheinbarkeit, das vollständige Verschwinden noch zu lernen hatte, stand es über dem Rheintal thronend zwischen Bäumen.

Unruh schritt die steil ansteigende Treppe nach oben, bis er vor einer Tür stand. Es gab kein Klingelschild und keine Leuchtreklame, kein Logo und keinen Schriftzug, es gab nichts, das darauf verwies, dass es sich bei dem Gebäude, vor dem Unruh stand, um eine Herberge handelte, um eine Institution, die Menschen eine Auszeit bot, ein paar Tage Abstand und Erholung. Er sah ein Gebäude auf einem Hügelkamm. Mehr war es nicht, dachte er und berührte den Türknauf.

Unruh betrat einen weitläufigen Raum mit Panoramafenstern, es lief *Lady Stardust* von David Bowie, in der Ecke brannte eine Stehlampe, neben der ein Ohrensessel, ein Tischchen und eine halb volle Flasche Mineralwasser standen. Wo war die Rezeption?

«Hallo?»

Ausser David Bowie und den Geräuschen, die Unruhs Trolley Case machte, war nichts und niemand zu hören. Er zog den Rollkoffer durch den Flur und trug ihn ein Stockwerk höher.

«Hallo?»

An der Wand im Treppenhaus hingen mehrere Bilder. Auf einem Foto erkannte er einen gross gewachsenen Mann hinter einer Schneewehe knien, die ihn halb verdeckte. Die Wehe befand sich im Inneren eines Zimmers, dessen Wände aus zersägten Baumstämmen bestanden, wie Unruh es von nordamerikanischen Blockhütten kannte. Der abgebildete Mann trug einen roten Anorak, der ihn dick erscheinen liess, dicker, als er war, die schmalen Handgelenke verwiesen darauf; die Finger der linken Hand, die den Lauf eines Jagdgewehrs umfassten, wirkten dünn, fast zerbrechlich. Er kniete über der Schneewehe wie ein Jäger über einem Tier nach dessen Abschuss, den Ausdruck von herrischem Stolz in den Augen. Unruh griff nach seinem Telefon und fotografierte den Mann im Anorak ab.

«Hallo? Ist hier irgendjemand?»

Im Flur spürte Unruh einen schwachen Luftzug. Die von aussen hereindringenden Rufe der Vögel vermengten sich mit der Singstimme Bowies, die gedämpft zu hören war. Vom Flur zweigte ein weiterer Flur ab, von dem aus mehrere Zimmer zu erreichen waren. An dessen Ende sah Unruh ein Podest stehen, auf

dem sich in einer Vitrine, auf einer Drehscheibe positioniert, ein Kristall, gross wie der Kopf eines Kindes, gemächlich um die eigene Achse drehte. War es ein Rauchquarz? *Silvretta Nova*, 1931 las Unruh auf dem gravierten Messingschild, das am Podest angebracht war. Er richtete sein Telefon auf den Kristall und filmte ihn. Im Glas der Vitrine erkannte er die Spiegelung seines Oberkörpers. Unruh winkte. Eine ganze Umdrehung dauerte exakt dreissig Sekunden, stellte er fest, als er die Stopptaste drückte. Dann schickte er das Video an Emma. Schon im Gehen begriffen, hielt er noch einmal inne. *Weisst du noch?*, sendete er eine Nachricht hinterher, um dem Film den nötigen Kontext zu liefern.

Als er über den Flur zurückging, bemerkte Unruh einen Zettel, den er zuvor übersehen haben musste. An der Zimmertür mit der Nummer drei hing ein weisses Blatt Papier, auf dem sein Name stand. Zweifellos. Die saubere Handschrift, die auf jeden Schnörkel verzichtete, meinte ihn. *Unruh*. Wieso blieb er so lange vor der Tür stehen, bevor er anklopfte? Wieso klopfte er überhaupt gegen die Tür, bevor er sie öffnete? Er war ein unbescholtener Bürger. Er hatte nichts Falsches getan und beabsichtigte nicht, etwas Falsches zu tun. Es war sein Zimmer, er hatte es für zwei Nächte gebucht und das Geld im Voraus überwiesen. 48 Stunden lang gehörte es ihm, ausser dem Reinigungsdienst hatte dort niemand etwas verloren, und dass der Reinigungsdienst die Arbeit am Zimmer um diese Uhrzeit längst abgeschlossen haben müsste, war eine Selbstverständlichkeit. Es war kein billiges Zimmer. Er zahlte hundertzwanzig Franken die Nacht. Er musste nicht klopfen. Ihm gehörte, was er bezahlte. Energisch öffnete Unruh die Tür.

Der Duft von Lavendel schlug ihm entgegen. Es war angenehm kühl, die Fenstertür zum Balkon stand auf Kipp. Von aussen drang leises monotones Gesumme. Unruh machte das Licht an und schloss die Tür hinter sich. Das Zimmer war winzig, eine einzige Verniedlichung, dachte Unruh. Es bestand aus Einzelbett, Tisch, Stuhl, Nachtkästchen und Nachttischlampe. Gleich würde ein Zwerg den Raum betreten und ihn fragen, warum er in seinem Bettchen liege, warum er das Trolley Case auf seinem Tischchen abgestellt habe, ob er nicht sehe, dass das Tischchen das Gewicht des Trolley Case nicht trage, warum er überhaupt so viel mit sich herumschleppe, Besitz sei eine Bürde, wie lange er denn bitte schön vorhabe zu bleiben.

Es gab keinen Schrank. Verärgert, dass es keine Möglichkeit gab, die Hemden, die Unruh aus dem Rollkoffer nahm, an Kleiderbügel zu hängen und die Kleiderbügel in einen Schrank – Hemden müssen gehängt werden, das weiss man, sie dürfen nicht knittern, ein Hemd muss glatt sein und faltenlos, das ist wichtig –, hängte er sie über die Lehne des Stuhls. Was es wohl für ein Typus Mensch war, der in der Herberge übernachtete? Ein Hemdenträger war er mit Sicherheit nicht.

Unruh nahm die restliche Kleidung aus dem Trolley Case und drapierte sie auf dem Tischchen. Er klappte den Laptop auf und hörte etwas gegen die Balkontüre schlagen. Als er aufsaß, erkann-

te er vereinzelte schwarze Punkte in der Grösse von Kirschen, die sich dem Fenster näherten. Unbemannte Flugobjekte, dachte sich Unruh, fliegende Tollkirschen. Ihr Näherkommen war von einem Summen begleitet, in das mehr und mehr Stimmen einsetzten, erneut schlug etwas gegen das Glas, ein Orchester, in seiner Ausdehnung offen, und Unruh erkannte, dass es Fliegen waren, fette schwarze Stubenfliegen, die als Schwarm auf ihn zukamen.

Er löschte das Licht und schloss das Fenster. Es gab kein Internet. Als wäre das nicht schlimm genug, hatten es zwei der Fliegen geschafft, einen Eingang ins Zimmerinnere zu finden, und umschwirrten Unruhs Kopf. Er wünschte sich Spinnen herbei, denen die Stubenfliegen ins Netz gingen und die sie danach, eine nach der anderen, in hymnischer Langsamkeit auffressen. Als er sich in Anbetracht der Grösse der Fliegen vorstellte, wie gross die Spinnen sein müssten, um die Fliegen in hymnischer Langsamkeit auffressen zu können, wünschte er sich, die Stubenfliegen würden einfach so verschwinden, grundlos und ohne Ausseneinfluss, und als er sich in Anbetracht des grundlosen Verschwindens der Fliegen vorstellte, das Gleiche könnte auch ihm widerfahren, dass er sich auflösen und einfach verschwinden würde, grundlos und ohne Ausseneinfluss, wünschte Unruh sich nichts mehr und akzeptierte die Situation. Er klappte den Laptop wieder zu. Wünsche waren gefährlich. Nach wie vor. Wünsche würden niemals aufhören, gefährlich zu sein. Spätestens nach der Hochzeit mit Emma hätte er das begriffen haben müssen. Darum war er doch hier. Wenn auch indirekt. Aber trotzdem. Unruh schrieb zwei Sätze in sein Notizbuch, legte sich hin, ohne die Zähne zu putzen, und fotografierte die Decke des Zimmers, gegen die er starrte. Das Foto war schwarz. Wie viel wäre von der Welt noch übrig, wenn alles, was je fotografiert worden wäre, nach Auslösen der Kamera nicht mehr existierte? Wenn jedes Foto ein kratergrosses Loch in die Landschaft risse? Vielleicht würde die Erde dann zu einem zweiten Mond, dachte Unruh, darauf wartend, dass der Schlaf in seinen Kopf fuhr und ihn mitnahm an einen Ort, an dem er ungestört unsichtbar werden konnte. ◀

Benjamin Quaderer

ist Schriftsteller und Journalist, er wuchs in Liechtenstein auf. Quaderer studierte Germanistik und Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst Wien, seit 2011 Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim. Er war Teil der künstlerischen Leitung von «PROSANOVA 2014 – Festival für junge Literatur» und Mitherausgeber der Literaturzeitschrift «BELLA triste». Benjamin Quaderer lebt heute in Berlin. Der vorliegende Text ist ein Auszug aus einem aktuellen Romanprojekt.

Brennbuch

von Fabian Bürkin

Samstagmorgen. Selbst die Rasenmäher schweigen noch. In der Luft die Vorstellung eines Hahns. Hunderte von Jahren alt, präsent wie ein eingeschlafener Fuss. Der Wind streunt durch die leeren Strassen und Gassen, streicht um die Strassenlaternen und mischt sich hier und da mit dem Benzingeruch noch anzuwerfender Rückenmäher und Traktoren. Durch klapprige Holzrollläden dringen die ersten Sonnenstrahlen auf ein ungemachtes Bett. Trotz angesagter 30 Grad schlüpft L. schlaf- und trunken in Gummistiefel, aus denen nun seine muskulösen Beine ragen. Aus dem für einen Mittzwanziger erstaunlich schwammigen Oberkörper quellen sonnengebräunte Arme mit zu grossen Händen. L. reibt sich die Augen, fährt mit der Hand über seinen Bart und durch das blonde Haar. Er atmet in seine Handfläche, riecht kurz daran. In Gummistiefeln und Boxershorts schlurft L. in die Küche, nimmt sich im Vorübergehen ein Unterhemd von der Heizung, streift es sich über. Apathisch auf einer Wurst kauend, stopft er einen Filter in die Kaffeemaschine. Zwischen Bierflaschen und vollgeaschten Kronkorken stellt er eine Dose Bärenmarke, Büchsenwurst, Blutwurst, Senf, Scheiblettenkäse und Nutella. Die Kronkorken erwachen langsam, blinzeln missmutig unter ihnen wie Sahnehäubchen geformten Aschehütten hervor. Die Hitze des bevorstehenden Tages umspielt die Gitter eines unbewohnten Vogelkäfigs, in dem sich der Wind zusammenrollt. Mit einem Wurstbrot in der Hand stolpert L. eine ausgetretene Holzterrasse hinab ins Freie. Er geht an einem Holzstapel vorbei, quert den Hof, auf dem ein bunt bemalter Traktor steht, und schiebt den Riegel einer breiten Stalltüre zurück.

Das ausgewaschene Feinripp fliegt gegen das Schachbrett, landet mit einem Träger irgendwo zwischen A2 und F8. Drei Bauern samt ihrer Dame sowie ein missmutiger Turm werden auf den Boden geschleudert, von wo aus sie verächtlich und abweisend den neuen Mitspieler betrachten. Die auf dem Spielfeld verbliebenen Figuren, sich normalerweise spinnefeind, sitzen beleidigt mit verschränkten Armen auf ihren Plätzen, vereint im Ärger über den ungebetenen Gast in ihrer Mitte. Und wenn sie zurückkäme, ruft ein Läufer vorwurfsvoll von G1. Resigniert blickt das Unterhemd in Richtung der Haken an der

Stalltüre, wo der Platz neben grünen Arbeitsmänteln, gelben Friesennerzen, einem schwarzen Seidenbustier und Strohhütten schon so lange leer ist.

Das ganze Spektakel aus den Augenwinkeln betrachtend, hat L. mittlerweile ein Feuer aus Halbmeterscheiten unter dem kupfernen Brenngeschirr entfacht, einen Teil der Kloake aus einem Bottich über das Feuer gepumpt und auf Seite 78 aus Goethes Werther einen ausgefransten Zahnstocher gezogen, den er sich nun, das Gezanke vom Schachbrett ignorierend, beim Lesen wieder in den Mund schiebt. Er hält inne, nimmt das Brennbuch für die Zöllner vom letzten Jahr und überspringt zielstrebig Januar und Februar. L. lehnt sich zurück und liest die Zeilen in seinem Arbeitsprotokoll.

9. März: 15,4 Liter Reinalkohol Rohbrand Zwetschgenwasser.

Blicke, tief wie Mariannengraben

Hände, die so vieles sagen.

Augen, wie Lastwagen

überrollen dich

Wollen dich

Hackedicht

Er betrachtet das Heft, angefüllt mit Buchstaben, die Datum, Dreisätze und Reinalkoholmengen auf das Papier bannen. Neben dem Titel Brennbuch steht in einer anderen Schrift, wie in Eile, aber doch mit einem verschmizten Klecksen gepinselt:

Mehrfach mehrmals: Viel Quadrat.

L. blättert zurück. Auf der ersten Seite liest er:

Ist es der Tod, der durch die Rohre fliesst? Oder das Leben?

L. betrachtet den Satz lange. Er fährt die ihm bekannten Buchstaben mit seinen Fingern nach, fühlt den runden Bögen und Schnörkeln hinterher. Schaut in das Bullauge, in die Wogen aus

halb verfaultem Obst und in die Strudel aus blubbernder Maische. Der braune, sich immer neu formierende Schaum, wie Lebensentwürfe, neben sich herexistierende Paralleluniversen, die wieder und wieder in sich zusammenfallen, nur um in den veränderten Formen und Zusammensetzungen vom Rührstab zerfetzt zu werden.

Neben seinem Vermerk «12. April: 13 Liter Kirschwasser.» steht in verwischter Schrift:

*Er meldet sich, er meldet sich nicht,
Er meldet sich, ich verlier das Gesicht,
Er kann mich mal, ich kann ihn nicht
Vergessen.*

Erste Schnapstropfen fallen in den bereitgestellten Eimer. L. sinniert über das Geräusch, das vom Kühler durch die Kupferleitungen wandert und sich schliesslich als durchsichtige Flüssigkeit manifestiert. Heisse Luft, die kalt wird. Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt. Er lässt das Buch auf seine Oberschenkel sinken, den Blick ins Leere gerichtet.

15. April: 16,8 Liter Feinbrand Trester.

*Getrieben von der Einsamkeit
wieder mal ins Abendkleid
Traurig bleibt die Heiserkeit
Wer hört den, der leiser schreit?*

Wie jeden Tag sitzt er in seiner Brennküche, beobachtet und bewacht die Elementverschiebungen im Kleinen und im Grossen, von mehrkettigen Glucosen und Fructosen hin zu ein- und zweikettigen Kohlenstoffverbindungen. Der Schnaps gluckert im Hintergrund, Methanolwolken schwängern die Luft, und am Fenster drängen sich zwei Springer und ein Läufer, angelockt vom anschwellenden Geräuschpegel des erwachenden Dorfes. Der Schweiss läuft ihm über die unbehaarten Brüste, sammelt sich im Bauchnabel, gleitet weiter gegen das Becken und verschwindet im abgewetzten Saum der Boxershorts.

18. April: 16,4 Liter Rohbrand Aprikose.

*Das Leben ist keine Polynomdivision,
sondern ein Balkon.
Runterschauen
– oder springen?
Schauern.
Oder singen?
Wen juckt das schon.*

Sein Blick wandert zu der Botschaft, die ihm Annabelle vor vielen Jahren aus Streichhölzern aufs Fenstersims legte und die er seitdem nicht weggeräumt hat.

Annabelle, die nach ihrer ersten gemeinsamen Nacht von ihm angezogen werden wollte. Ihre tiefe Stimme hallt in seinem Kopf. Das war schön. Vielleicht zu schön.

Annabelle, die meist ein knöchellanges schwarzes Abendkleid trug, unter dem sich ihr schlanker Körper abzeichnete. Ihre Amüsieruniform, wie sie es nannte.

Annabelle, die ihn mitten im Gespräch fragte, ob er Knutschfangi kenne, ihm einen Kuss auf die Lippen drückte und wegrannte. Es war, als hätte jemand Pause gedrückt. Du bist süss, sagte sie. Und du bist Pause, dachte er.

Annabelle, die seine Mühen beim Aufstehen so belustigten. So wie andere Leute aufs Wetter, reagierte er auf die Schwerkraft. Oft vergass er, wie langsam er war, wenn er sich nicht bemühte. Nicht faul, sagte sie, sensibel.

Annabelle, die ihn mit ihrer Bestellung im «Hemingway» so zum Lachen brachte, dass sie unfreiwillig ins Gespräch kamen. Er war wie jeden Monat eine Dreiviertelstunde gefahren, um die 8 Liter Kirschwasser selbst vorbeizubringen und für ein paar Stunden das urbane Flair der Cocktailbar zu atmen. Zunächst hielt er es für einen Witz, als sie ein Rotweinschorle-Redbull bestellte, aber als sie es mit Nachdruck wiederholte und danach genüsslich trank, musste er laut auflachen. Als er ihr das eines Nachts erzählte, war sie amüsiert: Erst als er festgestellt hatte, dass es kein Witz war, hatte er lachen müssen. Eine Pointe, die durch ihre Nichtexistenz entsteht, sagte sie.

Annabelle, die ihn Schwefelköpfchen nannte. Obwohl er ihr oft den Unterschied von Küfern und Destillateuren erklärt hatte. Irgendwann hörte er auf. Er mochte den Namen.

Annabelle, durch die er seine Leidenschaft für lackierte Nägel entdeckte. Seine lackierten Nägel. Der Geruch von Lösungsmitteln erinnerte ihn an den vertrauten Duft von Vorlauf, die bordeauxrote Farbe an die Arbeit beim Einmaischen der Kirschen, der Akt des Pinselns an die Malerarbeiten während des Brennens. Damals hatte er die Wände der Brennküche neu gestrichen, wenn er das Braune vom Durchsichtigen, das Methanol vom Ethanol und das Denken vom Dösen destillierte. Nach dem fünften Mal hatte er sich an sonnenblumengelben Toskana-Wischtechniken versucht und die Farbe im Fensterrahmen dabei so dick aufgetragen, dass sich das Fenster nicht mehr öffnen liess. So strich er alle Rollläden in Apricot, dann das Hoftor in Anthrazit und schliesslich den Traktor wieder in sonnenblumengelben Toskanatönen.

15. Mai: 8,1 Liter Rohbrand Haselnuss.

*Wer rennt, der fällt
Wer pennt, der gähnt
wer liebt, der hält
am anderen fest
der verletzt*

Stets wankelte L. seine langen Beine an. Annabelle zog ihre Strumpfhose aus und legte die knöchigen Fersen auf seine Knie und streckte ihre Zehen in Richtung seiner Nase. Er presste die Zungenspitze leicht auf seine Lippen, bedacht, das Nagelbett nicht zu streifen, und trug die Farbschichten auf. Ihren Kopf auf dem Bett, in einem Meer aus rostbraunem Haar, lag sie da und beobachtete ihn.

10. Mai: 13,5 Liter Feinbrand Kirschwasser.

*Wenn ich die Augen schliesse,
spüre ich das Tote fließen;
wie es um mich greift.
Mir nimmt, was bleibt.
Bis ich fühle,
was sie spüren.*

Wenn sie nichts mehr spüren.

Er betrachtet seine Zehennägel. Wie ein Farbfoto aus vergangenen Zeiten. Uma Thurmans Handschrift in «Kill Bill», Chanel's «Rouge Noir» als Trauerflor. Wie gerne würde er seine Erinnerung konservieren, wie eine Birne in Williams Christ, die Flasche in einen Schrank stellen und nur bei Gelegenheit herausholen.

L., der Serge Gainsbourg der Kuhweiden. Schön fand er sich nur, wenn sie ihn ansah. Nachdem sie nicht mehr kam, nahm L. alle Nagellackflaschen und tupfte so fest auf die Karosserie des Traktors, dass es die Pinselchen in die Deckel presste. Mittlerweile lackierte er sich nur noch die Fussnägel. Er war es leid, sich permanent zu erklären. Es gefiel ihm einfach.

15. Mai: 19,8 Liter Rohbrand Obstler.

*Druck von Vakuum
Zeit wie Honig.
Lohnt sich
oder nicht?
Federn
segeln
wie Pflastersteine.
Bücher machen Würmern Beine.
Flügel machen Steinen keine.*

Ein Holzsplit bricht in der Feuerstelle, Russpartikel erobern den Luftraum, senken sich auf die Oberflächen. Neben Messbechern und Trichtern stehen zwei Senfgläser, eines mit einem Hauch von Lippenstift.

Ein Springer bläht auf E8 die Nüstern, zieht Luft ein und verkneift sich ein Niesen.

L. mochte es, wenn sie rauchte. Etwas Katzenhaftes umgab sie, edle Verspieltheit, wenn sie mit abgeneigtem Handgelenk die Gauloise hielt. Wie sie sich nach dem Einatmen stets die Zeit

nahm, ihren Kopf von der Zigarette abzuwenden und den Rauch mit der Bedächtigkeit einer Seiltänzerin auszuatmen. Oft dachte er, ob Rauchwolken nicht das Sichtbarmachen von Lebenszeit sind, ein Einfärben der Endlichkeit. Wie wenn man die mit Zitronensaft geschriebenen Liebesbriefe bügelte und eigentlich schon lange Erspürtes erscheinen lässt. Sie musste lachen. Damals verstand er nicht, was sie meinte.

23. Mai: 15,8 Liter Pflaumenbrand.

*Ohne Wurzeln keine Flügel,
ohne Hemden kein Bügeln*

Manchmal, wenn sie in ihrem Loft lagen, malte er das Tattoo unterhalb ihrer Achsel aus, immer in anderen Farbkompositionen. Und immer wieder war er von der Eleganz dieses majestätischen Geschöpfes fasziniert. Picassos «Bull – Plate 10», wie er später aus einem Buch erfuhr. Wenn sie lachte, kitzelte der Stier mit seinen Hörnern ihre Achselhaare.

Sein aufklappbares Federmäppchen lag auf ihren Rippen, die Filzstifte rollten unruhig über ihre Bauchdecke, wenn sie redete. Er blickte verwirrt auf, nahm den blutroten Stabilo aus ihrer Achsel. Dachte darüber nach. Und entschied sich dafür, mit einem kräftigen Gelb weiterzumalen.

Sie fuhr fort. Er sah sie mit einer Mischung aus Verwunderung und zärtlicher Angst an, bevor er anfang, ihre Adern mit Königsblau nachzufahren. Sie sagte noch mehr, doch er hörte nicht zu, hing immer noch an dem, was sie zuvor bemerkt hatte.

Wie sie so da lag, blau gerändert und gestreift inmitten der zerwühlten Bettwäsche, mit funkelnden Augen vom Glück der Julia und einem nichtenden Nichts auf ihn einredend, da schien sie ihm fremd. Ein Kirschbaum kam ihm in den Sinn, den er voriges Jahr fast vergessen hatte. Seine Äste waren abgebrochen unter dem Gewicht der ungeernteten Süsse, das Fleisch der Früchte klammerte sich verfaulend an die Steine.

30. Mai: 17,8 Liter Rohbrand Apfel.

*Lass uns Seiten streifen
Leise streicheln
Streifen wagen
Seitenweise
Seifen blasen.*

Früher legte er sich oft für ein Viertelstündchen in die Sonne, verschränkte die Arme hinter seinem Kopf. Der Himmel wie eine blaue Raufasertapete über ihm, die Kühle des Betonbodens im Rücken, eine Maske aus Wärme, wie ein Sarkophag gewoben aus Sonnenstrahlen, auf seiner Haut. Er mochte es, sich den unbeschreibbaren Farben des Karussells auf seinen geschlossenen Augenlidern hinzugeben, immer tiefer einzudringen in das Kaleidoskop seines Körpers.

Seit sie ging, vermied er es, die Augen zu schliessen. Die Nacht wurde von ihm gemieden, das Zu-Bett-Gehen so lange hinausgezögert, bis das Einschlafen brutal verkürzt war. Oder sogar noch am Tisch stattfand.

1. Juni: 18,4 Liter Rohbrand Kirsche.

Rote Lichter fliessen vorbei

Die Zeit wabert

Unendlich

wie der Mittelstreifen der Autobahn

Gedankenverloren schaut er nun hinein in ein Meer aus Maische, sich immer ändernden Brauntönen. Wie ein einsamer Leuchtturmwärter, hatte sie einmal gesagt. Nur dass das Meer im Turm und du draussen bist. L. steht auf, legt noch ein Scheit ins Feuer, das Licht in Kreisen um sich wirft wie Jahresringe im Holz, aus dem es sich nährt, Ring um Ring zu Asche werdend. Ein Bauer betrachtet verzückt das Spiel der Schatten an den Wänden.

2. Juni: 11,4 Liter Obstler Rohbrand.

Schnaps ist das neue Schwarz

Schlimm ist, Dinge zu verlieren, die man zum Suchen braucht. Wie einen vergessenen Brieföffner per Post geschickt zu bekommen.

Das zischende Geräusch von Maische, die auf den heissen Kessel tropft, durchdringt das monotone Röhren der Rührmaschine und reisst ihn aus seinen Tagträumen zurück. Rasch legt er den Hebel der Wasserkühlung um und beobachtet die Druckanzeige.

Der Schnapskübel ist halb voll, eine Ascheschicht schwebt auf der Wasseroberfläche. Gleichgültig schüttet er die Flüssigkeit durch einen Kaffeefilter. L. pumpt die verbleibende Maische in die Jauchegrube im Hof und notiert: «2. Oktober: 13,8 Liter Kirschwasser.»

Er schenkt zwei Fingerbreit vom Herzstück seines Brandes in ein Senfglas, blickt zum Schachbrett. Aufmunternd nicken ihm vereinzelte Figuren zu, die schwarze Dame lächelt ihn traurig an, wendet sich ab und wischt sich verlegen etwas aus den Augen. Als er das Glas ansetzt, streifen seine Lippen den Abdruck leicht. Er spürt den Schnaps seine Schleimhäute umspülen, die scharfe Süsse des Kirschwassers seine Speiseröhre hin-

ableiten, schliesslich ein vertrautes Rauschen in den Adern. Blickt ein letztes Mal in das Glas und stellt es zurück ins Regal, als würde er wieder kommen.

Es ist ungewohnt, nach so langer Zeit den Traktor zu fahren. Der ungefederte Sitz treibt ihm Tränen in die Augen. Die Abendsonne umspielt gepresst lächelnde Lippen. Er biegt von der Hauptstrasse in einen Feldweg ab. Durch Lösswände beschränkt und links von Rebparzellen gesäumt. L. verlässt die kleine Ansammlung Häuser, die sich so stolz Dorf nennt, den Gummistiefel fest aufs Gaspedal gedrückt. Der bunte Traktor bebt unter dem Motorenlärm, fast als ob er zittert. Das Geräusch wird vom Wind ins Dorf getragen, der mit den letzten Sonnenstrahlen den verlassenen Hof umspielt und mit ihnen um die alten Balken hüpfet. Das Brummen schwillt an, türmt sich auf, bis es sich fast überschlägt. Ein Knall. Der Wind hält inne, schaut verwirrt in Richtung der Rebberge, um dann ins betroffene Schweigen der Schachfiguren einzustimmen. Ihr Blick wendet sich zur Farbpalette an den Kleiderhaken, den grünen Arbeitsmänteln, gelben Friesennerzen, den verblichenen Strohhüten. Der schwarzen Spitze. Während die Glut unter dem Brenngeschirr in sich zusammenfällt, wandert eine Prozession aus Schachfiguren im letzten Licht über abgeblätterte Toskanafarbe aufs Fenstersims. Andächtig versammeln sie sich um die Buchstaben, die sonst wie das Emblem von Hollywood dramoklesartig über ihnen schweben. Aus gelben Hölzchen mit roten Köpfen aus Schwefel gelegt, umringt von verrussten Figuren, steht dort ein einziges Wort.

«Komm» ◀

Fabian Bürkin

ist deutscher Schriftsteller und Schauspieler,
Science- und Poetry-Slammer. Er organisiert
ausserdem Lese- und Vortragsabende in der
Region Bodensee. Bürkin lebt in Konstanz.



Föhn gegen Nebel

von Hansjörg Quaderer

24. August 2015

Das anarchisch pochende Herz der Bibliothek Züst, die voller Überraschungen und Trouvaillen ist. Der Schiffskörper, in dem sich das papierene Aggregat befindet, mit gut gesetzten und grosszügigen Fenstern, die der Weite der Landschaft und der Phänomene eine Fassung geben.

Eine Wetterstation, um innere und äussere Stürme zu beobachten, mit Kabinetten, Sälen, Passagen, alimentiert & animiert von porösen und empfänglichen Papieren und Köpfen.

Ein Schiffstau auf der Rückseite des Baus, auf einem Gitterrost liegend, das im Nachmittagslicht an Präsenz und Plastizität gewinnt.

Annahme

Ein Bergsturz hätte Liechtenstein unter sich begraben, eine Walze von Geröll und Steinblöcken hätte sich nach tagelangem Regen von den Dreischwestern bis zum Rappenstein gelöst; hätte Liechtenstein als Staat ausgelöscht, das Rheintal entstellt und zerstört. Der Rhein staute sich auf in der Weite. Eine Wucht, die den Staat samt grenznahen Dörfern von der Erdoberfläche hätte verschwinden lassen.

Ich versuche, mir das Staatsbegräbnis vorzustellen ...

25. August 2015

Im Süden, vom Alpenhof aus betrachtet, Liechtenstein. In diskreter Distanz. Zu beobachten wäre, wie das Land, wie man landläufig den Staat nennt, in der Landschaft eingeht. Die Landschaft als erweiterter Körper, darin sich Landstriche, Hügel und Wetterlagen als Figuren vermischen. In der gefassten Landschaft die Vermischung der Luftmassen.

Der Satz von Karl Deutsch, den ich mir vor Jahren aufgeschrieben hatte, steht unvermittelt da: «Eine Nation ist eine Personengruppe, die mittels eines gemeinsamen Irrtums über ihre Vorfahren und eine gemeinsame Aversion gegen ihre Nachbarn geeint wird.»

Vor mir liegt der Irrtum. Und Traversen, Schrägen, Schräglagen, bebende Blätter & ein Lichtfächer. In meinem Kopf klopft Karl Kraus: «Es genügt nicht, keine Einfälle zu haben; man muss auch unfähig sein, sie auszudrücken.» Leonardo empfahl als Methode, um zu Einfällen oder Erfindungen zu kommen, die Flecken einer Mauer anzusehen, zu schauen, absichtslos, bis sich ein empfänglicher Moment einstellt, Initialen eines Erwachens.

Mesmerisierend geradezu, wie und unter welchen Umständen in Peter Mettlers & Andreas Züsts Dokumentarfilm «Pictures of Light» (1994) Aufnahmen und Erscheinungen von Polarlichtern gelingen: ein Pulsieren, Wehen und Aufleuchten. Reine Illuminationen, Entladungen in Polarnächten, vor denen physikalische Erklärungen verstummen. Wovon vielleicht nur die Summe der Inuit-Sprachen eine Ahnung zu geben vermag.

Dem Magnetismus des Naturforschers Johann Wilhelm Ritter (1776–1810) nachsinnen, wie er das Phänomen in seinen «Fragmenten aus dem Nachlasse eines jungen Physikers» erläutert.

Stosse in Inger Christensens «Geheimniszustand» auf das Anagramm des italienischen *paradiso* und *diaspora*: Das Paradies & das In-alle-Winde-zerstreut-Sein, die Ambivalenz der Vorstellung, die sich einstellt in den Hügeln des Appenzeller Vorlands, den Bodensee auf der einen, das Rheintal auf der anderen Seite. Der Bodensee in seiner Glattheit und in seinem eingeschmiegtsein, schwefelgelbe Striemen in einem matthellen Blau. Eine Wolkenkarawane über der langgezogenen Lache, die Oberfläche hat einen Schmelz von Emaille, gespickt mit winzigen, weissen Segelspitzen. Das Rheintal: ein offener breiter Fächer, von seenhafter Weite.

26. August 2015

Der Hexenschuss dehnt nochmals das Warten auf die «kleinen Sensationen», wie das ein Maler nannte. Latenzzeit als entzündliche Momente, eine Beeinträchtigung, die eine Klarheit des Urteils schafft, von Nachsicht geleitet.

Stöbere und streune absichtslos in Züsts Bibliothek, bleibe bei Robert Walsers «Dichterbildnissen» hängen, lese das Stück zu Hölderlin, dessen Zerschellen an der Gewöhnlichkeit der Verhältnisse ihn verfolgt: «Es war ein tonloses, stilles, träges Zertrümmern himmlisch heller Welten.»

27. August 2015

Inger Christensens Essay «Die Seide, der Raum, die Sprache, das Herz», eine Meditation zu Lu Chis klassischem Text «Schreibkunst». Seinen Satz «In einem einzigen Meter Seide findet sich der unendliche Weltraum» führt die Dichterin weiter: «Lu Chi hat natürlich leicht das Wort Seide auf Seide schreiben können, ohne an den Seidenspinner zu denken; aber ebenso oft hat er an ihn gedacht und besonders vielleicht an dessen Larve, die Seidenraupe, die von den Blättern des Maulbeer-

baums lebt, und an dessen Seidengespinnt, worin sie sich zu einem kleinen Kokon verpuppt. Das äussere Gespinnst ist ziemlich verfilzt, das innere am ehesten pergamentähnlich, das mittlere ist für die Seidenherstellung das feinste, aber es macht einen zusammenhängenden Seidenfaden von etwa viertausend Metern Länge aus.»

Die Verwandlung von Maulbeerblättern in ein Universum von Seidenfäden, als kanonisches Lehrbild und Muster für die Schreibkunst: Beobachtungen und Erinnerung erzeugen den Rohstoff für ein Textgewebe, das eigene Muster bildet, selbstredend. Lu Chis Zusatz zur Sprache lautet: «In einem Meter Seide findet sich der unendliche Weltraum; die Sprache ist eine Sintflut, aus einem kleinen Winkel des Herzens.»

Beobachtung

Flechten auf dem Ahornstamm. Aschfahle Ausblühungen. Man sieht förmlich die Langsamkeit ihres Wachstums. Von der Konsistenz bleifolienhaft, mit winzigen Röhren, Saugnäpfen und Abblätterungen. Ziselierungen und Fransungen. Daneben goldgelbfarbene Flechten. Unklar, ob es ein anderer Zustand ein- und derselben Flechten ist. Weiter oben im Stamm Moospolster. Mittige Nester. Die Rinde des Ahorns in Rosafärbungen, fein geschuppt.

Eine Symbiose mit Flechten und Pilzen, die aus der Feuchtigkeit, der Luft & dem Licht ihre Mineralien ziehen.

Ein Traum

Eine Linie ziehen. Fiebernd.

Da gehst du. Siehst Emil im Übergewand.

Rosa in ihrer nicht endenden Güte.

Die Katze döst. Sie blinzelt, hebt die Pfote in Erwartung einer Anrede, sie murrst und maunzt. Ein Blinzeln.

Die Katze ist bei sich.

Die Heizung rauscht, Luft im Heizkörper rieselt, gluckst, ja zischt.

wacholderwach ...

wacholderwach

wie nur Licht

schwereelos

wie nur Licht

28. August 2015

Beobachte den Föhn, diesen Wind aus Süden, der die Sichtbarkeit der Dinge erhöht und den Dingen Glanz und Deutlichkeit verleiht.

In Züsts Bibliothek finde ich das Werk «Der Föhn. Ein Beitrag zur orographischen Meteorologie und comparativen Klimatologie» von Dr. Gustav Berndt (1896), mit Ausführungen zu

den «optischen Phänomenen» des Föhns: «Da, wo in sonnendurchglühten Hochsommertagen dichte Dunstmassen brüten, ragen jetzt in unabsehbarer Zackenreihe die allmächtigen Alpen in den stillen Himmel und umsäumen mit ihren schneeschimmernden Scheiteln den ganzen südlichen Horizont. Wie weggewaschen ist jener zarte durchsichtige Duftscheier, der im Sommer bei gutem Wetter die Flanken der Berge zu umhüllen pflegt und, vom dunklen Lasurblau bis zum matten Perlgrau in den feinsten Nuancen sich abstuft, dem Auge einen Massstab für ihre Entfernung gibt. Nicht mehr weit hinausgerückt in dämmernde Ferne wie wesenlose Luftgebilde einer sinnetäuschenden Fata Morgana, sondern wahrhaft körperlich, scheinbar zum Greifen nah, stehen sie da von den schärfsten Contouren umrissen in einer Reinheit und Klarheit, dass man jeden Vorsprung, jede Schlucht, jede Falte ihres gewaltigen Felsenbaus vom Scheitel bis zur Sohle selbst mit unbewaffnetem Auge deutlich erkennen kann. Die Durchsichtigkeit der Luft, die der nahende Föhn erzeugt, gestattet dem Blick, bis in unglaubliche Ferne zu dringen und da noch mit vollkommener Deutlichkeit Dinge zu erkennen, die bei normalem Zustande der Atmosphäre gänzlich unsichtbar sind. Zwar bleibt der Spiegel des grenzhütenden Rheinstromes, der alemannisches von helvetischem Lande scheidet, dem Auge verborgen; aber ein feiner Lichtnebel, der aus der Tiefe heraufdringt und die Füsse der Uferberge umflirt, bezeichnet weithin seinen Lauf.»

Möglichkeit

Der narrative Nebel & Weihrauch, den die Obrigkeit zu produzieren pflegt, wird beizeiten von widerspenstigem Föhn & Mutterwitz von Aufmüpfigen vertrieben. Kein argumentativer Diskurs vermag den Nebel zu vertreiben: das Schwert zerschneidet den Nebel nicht. Das andere Erzählen bewirkt föhnig Klarheit der Sicht & Phänomene.

Memento 4. Jänner 2015

Die Fuchsfalle ist zugeschnappt. Kein Fuchs drin. Keine Beute. Jäh jedoch die Nachricht, dass F. ein Schlägle hatte. Drei Stunden haben sie zugewartet, trotz dumpfer Ahnung, kostbare Zeit, unverrichteter Dinge, so dass er schlechte Karten hat. Sie haben ihn nach St. Gallen gebracht. Es ist ein Jammer.

«Nun haben aber die Sirenen eine noch schrecklichere Waffe als den Gesang, nämlich ihr Schweigen.» (Franz Kafka). ◀

Hansjörg Quaderer

ist liechtensteinischer Maler und Buchkünstler, Leiter der Edition Eupalinos. Er studierte Malerei an den Kunstakademien von Urbino und Bologna und ist Dozent an der Hochschule Liechtenstein. Zuletzt von ihm erschienen: «Jener furchtbare 5. April 1933: Pogrom in Liechtenstein» (Hrsg.; mit einer Graphic Novel von Hannes Binder; Limmat, 2013). Hansjörg Quaderer lebt in Schaan.

Tobelhocker

von Ulrike Längle

Der erste Eindruck: Verwirrung. Nach einer kurvenreichen Fahrt auf einen Pass hatte Ada die Orientierung verloren. Jedenfalls befand sie sich auf 1100 Metern Höhe, neben einer Kapelle und einem Funkmast, in einem Zimmer mit Fenstern in zwei Richtungen. Die Berggipfel tatsächlich wie ein versteinertes Meer, im Tal Nebelschwaden, der Himmel bewölkt, mit kleinen hellblauen Föhnfenstern.

Später, im Freien, auf einer schmalen Terrasse in der Sonne, kreisten zwei Hühnerhabichte in einem blauen Wolkenloch. Wie Geier, die auf ihre Beute warteten. In einer Lücke zwischen den Betonplatten wilder Thymian, ein Distelfalter auf einer rosa Blütenrispe. Im Gras Grillen und Heuschrecken, im Hintergrund das Gebimmel von Kuhglocken. Der Föhn hatte sich durchgesetzt, obwohl von Westen her immer wieder Wolkenbataillone aufmarschierten. Der Funkturm diente früher vermutlich der Schweizer Armee. Im «Appenzeller Volksfreund» war eine Veranstaltung angekündigt: «Ausstellung des Richtstrahlbataillons 17», was auch immer das sein mochte. Auf der gegenüberliegenden Seite ein Artikel über die Ursprünge der Ratsschreiber. Noch 1946 wurde ein Ratsschreiber als Funktönar bezeichnet, der «naturnotwendig und zwangsläufig zur Gattung der Veilchen gehörte, die im Verborgenen blühen». Man erwartete von ihm, bei einem Fehler der Behörde «die Schuld ritterlich auf sich zu nehmen», damit das Amt seine weiße Weste behalten konnte. Darunter das Foto eines Schwarzafrikaners, der sich als Flüchtling optimal integriert hatte. Er besaß eine eigene Wohnung und hatte sich zum Gesundheitsassistenten ausbilden lassen. Man sah ihn neben einem Herd, auf dem ein blitzblanker Edelstahltopf stand. Früher hätte er als Menschenfresserkarikatur in einem Kessel über offenem Feuer Missionare gekocht.

Was tat sie hier eigentlich? Sie hatte die Flucht ergriffen, vor Joseph. Sie wusste nicht, ob sie weiter mit ihm zusammenleben wollte. Sie wusste einfach nicht weiter, auch sonst. Hier, auf 1100 Metern Höhe, hoffte sie, klarer zu sehen. Bei ihrem letzten Arztbesuch, wegen Herzrasen im Liegen und plötzlich viel zu hohem Blutdruck, hatte der Doktor, ein junger, freundlicher Kerl, gemeint, sie mache auf ihn den Eindruck eines Menschen, der sich nicht in seiner Mitte befinde. Sie hatte ihm zugestimmt und die neuen Blutdruckpillen mitgenommen.

Was sollte das denn überhaupt sein, ihre Mitte? Wenn sie ein Erdteil wäre, Europa, Afrika, Amerika, alles Frauennamen, läge geographisch gedacht ihr Magen in ihrer Mitte. Oder das berühmte Zwerchfell. Sie lachte viel zu wenig in letzter Zeit. In ihrer Studienzeit hatte sie sich noch mit dem «Verlust der Mitte» von Sedlmayr auseinandergesetzt und seine kulturpessimistischen Theorien heftig abgelehnt. Und nun sollte sie plötzlich in ihrer Mitte sein.

Das Hotel lag neben einer Antoniuskapelle, innen grell blau und türkis bemalt. «Ein Hecht / vom Heiligen Anton / bekehrt / beschloss samt Frau und Sohn / am vegetarischen Gedanken / moralisch sich emporzuranken.» Ihre Freunde wurden reihenweise Vegetarier oder Veganer, doch sie konnte dem nichts abgewinnen. Sie gehörte zur Gattung der Carnivoren. Ein saftiges Steak war für sie noch immer ein Hochgenuss. Auch der Hecht bei Morgenstern hatte mit seiner Familie keinen Erfolg beim Emporranken. Das pflanzliche Futter bekommt ihnen nicht, sie kriegen Durchfall und verpesten den ganzen Teich. Dann doch lieber erhöhte Cholesterinwerte und an einem Schlaganfall sterben.

Zum Abendessen gab es ein Thai-Curry. Sie sass an einem langen Tisch, der fast zur Gänze von einer Schriftstellergruppe eingenommen wurde. Die waren hier eine Woche lang kaserniert und sollten dann Texte abliefern, für eine Literaturzeitschrift. Sie verkauften also ihre Dienste, wenn auch zu angenehmen Bedingungen. Ada hatte immer gedacht, Künstler seien frei, jedenfalls freier als der Durchschnitt. Am Vormittag hatte sie sich mit einem von ihnen unterhalten, einem bebrillten jungen Mann, der einen Krimi schreiben wollte. Tagsüber hatte sie ein paar von ihnen gesehen, wie sie zu arbeiten versuchten, fast alle mit Laptops. Eine auf der Terrasse an einem Tisch im Schatten, ein anderer etwas höher, ebenfalls unter Bäumen. Wieder ein anderer auf einem Seitenbalkon, ebenfalls mit Laptop. Nur auf der unteren Terrasse sass eine Frau in der prallen Sonne und schrieb mit einem neuen langen Bleistift in ein dickes Heft. Und nebenan, in einem kleinen Wäldchen, lag ein junger Mann ganz einfach auf dem Boden und schlief.

Sie selbst hatte sich in die Bibliothek verzogen und dort aufs Geratewohl einen der 12 000 Bände aus einem Regal genommen, die ein Gletscherforscher und Sammler, der mit dreiundfünfzig einem Herzschlag erlegen war, dem Hotel hinterlas-

sen hatte. Einen Bildband mit Photographien aus dem Ersten Weltkrieg. Schwarz-Weiss. Soldaten vor dem Angriff und nachher. Voller Staub. Ein verstörtes kleines Mädchen, das in die Kamera blickt. Alte Leute, die an Stöcken vor den Truppen fliehen. Eine Gruppe toter Kühe, die aufgedunsen auf einer Wiese verwesen. Sie lehnte bequem in einer Fensternische, mit Blick in ein steiles bewaldetes Tobel, die Bibliothek war leer, sie schlief ein. Als sie wieder erwachte, sass ein Schriftsteller, eine Schiebermütze auf dem Kopf, mit einem Buch an einem Tisch und blätterte in regelmässigen Abständen die Seiten um. Sie holte sich neue Lektüre, aus der Abteilung «Menschliches, Allzumenschliches»: «Das grosse Lehrbuch der Bar» von Harry Schraemli, 1949 bereits in vierter Auflage erschienen, und las sich an den Rezepten für Cobblers, Fizzes, Daisies und Rickies fest. Besonders imponierten ihr die Pousse-Cafés, bei denen die Kunst darin bestand, in hohe Gläser verschiedene farbige Liköre so einzufüllen, dass sich die Farben nicht vermischten. Der «van Gogh» zum Beispiel bestand aus je einer Schicht rotem Himbeersirup, grüner Crème de Menthe, weissem Kümmel und gelblichem Cognac. Man musste die Flüssigkeiten so einfüllen, dass die schwereren im Glas unten waren. Getrunken werden die Pousse-Cafés mit einem Saughalm.

Beim Abendessen kreiste eine Magnumflasche Rotwein am Tisch der Schriftsteller. Sie schnappte ein paar Diskussionsfetzen auf: Es wurde die Meinung vertreten, dass alles, was man schreibe, politisch sei. Das jedenfalls behauptete ein Schriftstellerehepaar aus New York, das kürzlich bei einem der Teilnehmer zu Besuch gewesen war. Die Frau mit dem Bleistift warf ein, dass ihr das zu allgemein sei. Wenn alles politisch sei, verliere der Begriff des Politischen seine Bedeutung. Ausserdem nehme sie für sich die Freiheit in Anspruch, auch Unpolitisches zu schreiben. Dann wurde reihum ein langes Gedicht vorgelesen, in dem es um einen Hund ging, der zum Sprachhund wurde und der ein samojedisch-hellblaues und ein bernsteingelbes Auge hatte. Besonders das mit den verschiedenfarbigen Augen gefiel Ada. Sie bestellte für sich allein eine Flasche Rioja, die sie zu drei Vierteln austrank. Beim Zubettgehen sah sie im Gang ein Schild «Schneepflug fährt links».

Am nächsten Morgen wachte sie mit Kopfschmerzen auf. Das Wetter hatte umgeschlagen, aber es regnete nicht mehr. Tropfen hingen an den Geländern vor den Fenstern, im Westen konnte sie eine bewaldete Höhenkuppe erkennen, sonst war alles weiss. Gegen Süden lagerten übereinandergeschichtete Wolkenbänke im Tal, von den Bergen war nichts zu sehen. Dort unten hatten sie wohl gehaust, die Tobelhocker, mit denen Joseph sie zur Verzweiflung trieb. Bei jeder Gelegenheit erzählte er von ihnen. Beim Aufwachen kontrollierte er zuerst seine Lymphdrüsen am Hals, ob die über Nacht angeschwollen waren, dann ging es mit den Tobelhockern los. Beim Frühstück musste sie sich anhören, was er wieder herausgefunden hatte.

Selbst im Bett war immer ein Tobelhocker dabei. Deshalb war sie hierher geflüchtet. Bis Joseph sein Buch fertig hatte, würde er so bleiben. Sie kannte ihn. Als er über die Hexen in Graubünden geforscht hatte, war es das Gleiche gewesen. Sie sass aufrecht in ihrem Bett und verlor sich in der Nebelsuppe. Nebelsuppe, Ursuppe, Chaos, Schöpfung. Da unten im Tal, das man jetzt nicht sah, hatten auch ihre Vorfahren gehaust. Sie hatte die eine Grossmutter und ein paar Grosstanten erlebt sowie einen angeheirateten Grossonkel, einen Meisterschützen, die anderen waren alle vor ihrer Geburt gestorben. Obwohl sie ihn nur von einem Bromöldruck nach einer Photographie kannte, auf dem er aussah wie ein italienischer Graf, mochte sie ihren Urgrossvater Johann ganz besonders, unehelich geboren, der es trotz dieses Makels zum Tierarzt und Weinhändler gebracht hatte, wenn er dafür auch sein Heimattal hatte verlassen und sich woanders ansiedeln müssen. Gestorben war er hoch in seinen Achtzigern, weil er Zwetschken gegessen und Wasser getrunken hatte. Darmverschluss. Johans Schreien habe man tagelang durchs ganze Dorf gehört.

Hier oben, in ihrem Hotelzimmer, dessen Wände mit französischer Küstenkiefer verkleidet waren, aus der man normalerweise Frachtkisten für den Überseetransport herstellte, kam sie sich vor wie in einem Schiff, das auf einer Passhöhe gestrandet war. Hergesegelt auf dem Nebelmeer, wie eine Arche Noah. Das Kopfweh wurde wieder stärker. Noah hatte doch auch etwas mit Wein zu tun gehabt, in Schweden gab es jedenfalls ein Trinklied, in dem Noah eine wichtige Rolle spielte. Am Abend, bevor sie hierher geflüchtet war, hatten sie Josephs Geburtstag gefeiert, mit seinem schwedischen Freund Lasse und dessen Frau Agneta. Es hatte Rostbraten aus Biofleisch vom schottischen Hochlandrind gegeben, das Joseph exklusiv von einem befreundeten Bauern bezog. Materiell lebten sie nicht schlecht, Joseph und sie. Trotzdem war sie nicht in ihrer Mitte.

Nun hatte sie Hunger. Beim Frühstück kam sie neben den jungen Autor zu sitzen, der am Vortag im Wäldchen geschlafen hatte. Er erkundigte sich neugierig nach der Kleidung, die man in ihrer Jugend in den 70ern getragen habe.

«Mimiröcke, aber auch Maximäntel, es gab eigentlich alles, aber alles extrem.»

«Wie kurz waren denn die Minis?»

Sie markierte eine Linie an ihrem Oberschenkel.

«Das hing davon ab, wie schlank die Beine waren. Militärjacken waren auch in. Obwohl wir gegen den Vietnamkrieg demonstriert haben. Und überall wurde geraucht.»

Dann machte sie einen Spaziergang ins nächste Dorf. Es war kalt geworden, auf einem Haus entdeckte sie eine Aufschrift «Perserzucht», es waren aber nur Katzen. Sie war froh, wieder in ihr Zimmer zurückkehren zu können. Draussen vor dem Westfenster lagen ein paar Kühe auf der Wiese, ganz dem Wiederkauen hingegeben. Sie trugen noch ihre Hörner, die ele-

*ungeklärt bleibt wohl noch länger ob puck der zwerg
mit seinem vorwärtsfüsslein und dem rückwärtsfüsschen
gesegnet ist oder verflucht.
seine fuststellung erschwert das unbekümmerte
ausschreiten in aufregende zukünfte hinein hindert jedoch
– glücklicherweise! bin ich versucht auszurufen –
sich im alten zu suhlen in überlebten erfolgen
in reminiszenzen die mich peinlich berühren.
puck der zwerg verdankt der biologie die musse
den blick überallhin zu wenden nach oben nach unten
nach vorne und seitwärts und sogar nach innen
dorthin wo er vorsichtig und leise mit sich selbst spricht
und puck den zwerg kennenlernt und zum freund gewinnt.*

Christine Hartmann ist österreichische Schriftstellerin. Sie arbeitet als Kunstschaffende und als Andragogin mit den Schwerpunkten Supervision, Mediation, Steuerung sozialer Prozesse und Wissensgestaltung. Seit 1984 veröffentlicht sie Texte in Zeitschriften und Anthologien. Zuletzt von ihr erschienen: «da, wo ich bin» (Edition Eupalinos, 2002). Christine Hartmann lebt in Vorarlberg.

ganten Halbmonde, die ihren Köpfen Majestät und ihnen selbst Seelenruhe verliehen. Ada stellte sich ein solches Vegetarierleben trotz ihrer Vorliebe für Steaks attraktiv vor. Fressen und dann in aller Ruhe das Gefressene noch einmal durchkauen, die Kiefer bedächtig hin und her bewegen und wirklich wissen, was man zu sich genommen hat. Sei es Gras, seien es Eindrücke.

Sie zog sich aus und legte sich ins Bett. Ihre Müdigkeit war schon fast chronisch. Die Wolkenbänke hatten sich verschoben, die Drei Schwestern dräuten aus der weissen Masse, dahinter musste das Land der Tobelhocker sein. Joseph hatte sie einmal mitgenommen, als er in einem Bergdorf einen Vortrag zu dem Thema hielt. Sie fuhren eine kurvenreiche Strasse hinauf, der Saal oben war voll. Noch heute, nach über 250 Jahren, litten dort ganze Familien an den Folgen eines Fluchs, den ein beherzter Pfarrer sicher in bester Absicht über die Dorfbewohner ausgesprochen hatte, die Hexen denunzierten. Sei es, um an ihr Vermögen heranzukommen, sei es, weil sie wirklich an Hexen glaubten. Nach dem Tod würden die Hexenverfolger und ihre Nachkommen bis in die neunte Generation im Lawenatobel geistern müssen, unerlöst an steinernen Tischen sitzen und so die böse Tat büssen. Joseph hatte bei Hexenforscherkongressen meist nur Kopfschütteln oder ungläubiges Staunen geerntet, wenn er von diesem weltweit einzigartigen Phänomen berichtete. Man glaubte ihm nicht, man meinte, er sei einem Scherz aufgesessen. Doch die soziale Ächtung für die betroffenen Familien war ernst, Tobelhocker noch immer ein böses Schimpfwort. Ada wunderte sich, dass es vonseiten der Tobelhocker keine Revolte gegen diesen Zustand gegeben, dass die Kinder und Kindeskinde der Denunzianten tatsächlich die Strafe, verflucht zu sein, auf sich genommen hatten. Man schien am liebsten nicht darüber sprechen zu wollen, und viele bedankten sich bei Joseph, dass er es gewagt hatte, bei ihnen im Dorf über die Sache zu reden.

Ada bewunderte ihn für seine Unerschrockenheit, aber der Eifer, mit dem er sich dem Tobelhockerbuch widmete, war ihr zu viel. Seit zwei Jahren existierte sie für ihn nur mehr als Randfigur, sein Leben bestand aus den Tobelhockern und seiner Hypochondrie. Obwohl er völlig unsportlich war, überredete er sie eines Tages, mit ihm eine Wanderung in die Lawenaschlucht zu machen. Sie keuchten einen schmalen, steilen, steinigen Weg hinauf, wo man alle paar Schritte über eine Baumwurzel stolpern konnte, im Schatten war es wenigstens kühl. Am oberen Schluchtrand sah man ein Stück blauen Himmel, unten rauschte der Lawenabach. Als sie zu einer Felsformation kamen, die so ähnlich wie ein Tisch aussah, blieb Joseph plötzlich stehen, legte den Rucksack hinter einer Baumwurzel ab und zog sie an sich. Sie landeten auf dem Tisch und taten etwas ziemlich Ungeisterhaftes. Tobelhockersex machen, nannte es Joseph. Die Geister durch Lebenslust bannen. Das Unheimliche schien ihn zu erregen, Ada kam sich vor wie ein Medium. Nach dieser Tat versank Joseph nur umso mehr in seinen Akten.

Ada verspürte Hunger in ihrer Mitte, aber bis zum Abendessen dauerte es noch vier Stunden. Draussen besserte sich das Wetter, von Zeit zu Zeit kämpfte sich die Sonne durch ein Wolkenloch, aber es war noch frischer geworden. In einem Ausflugsrestaurant talabwärts ass sie einen Rindfleischsalat. Am Tisch hockte bereits einer der Schriftsteller. Sie bekämen nur Frühstück und Abendessen, am Nachmittag werde er melancholisch vor Hunger, vielleicht sei das gut für die Inspiration. Die Schriftsteller taten Ada leid. Wenn sie nichts zustande brächten, führten das alle auf ihre Unfähigkeit zurück anstatt auf die fehlenden Kalorien.

Zurück im Hotel stieg sie über die Metalltreppe ins obere Bibliotheksstockwerk, wo die Abteilung «Kunst» untergebracht war. Dort fand sie das schmale Taschenbuch von 1955, «Verlust der Mitte». Sie zog sich wieder in die Lesenscheibe über dem Toiletten zurück. In dem Buch wurde die Entwicklung der Künste – Architektur, Malerei und Plastik – vom 18. zum 20. Jahrhundert als Prozess der zunehmenden Enthumanisierung und der Entfernung von Gott beschrieben. Alles in allem als schwerer und historisch einmaliger Krankheitsprozess. Beim Lesen des Kapitels «Der verlassene Mensch» über die Bilder von Caspar David Friedrich begann Ada plötzlich zu weinen. Es ging um das in den Eismassen stecken gebliebene Schiff mit dem Namen «Die Hoffnung», um zerfallene Kirchen, Grabsteine und den Riss zwischen Mensch und All.

Nach dem Abendessen schloss sie sich den Schriftstellern an, die sich einen Film über eine Expedition ins nördliche Kanada nach Churchill/Manitoba ansahen, wo das Nordlicht gefilmt werden sollte. Lange Einstellungen mit Schneefeldern, über die der Wind fegt und Muster bildet. Eingeschneite Autos und Häuser. Der kroatische Betreiber eines Motels, der abends auf seinem Sofa unter drei Eisbärfellen an der Wand, einem grossen und zwei Babyfellen, Videos von den Partys anschaut, die er gefeiert hat und bei denen Menschen in Anoraks herumsitzen und schwatzen und trinken. Dann, während eines tagelangen Schneesturms, schießt einer vom Filmteam ein Loch in die Tür, das mit einem krummen Eisen erweitert wird, auf ungefähr zwei Zentimeter Durchmesser, damit der Schnee ins Zimmer geweht wird und eine Wechte bildet. Das Experiment misslingt, weil das Loch zu hoch liegt. Einer der Teilnehmer, ein stiller Mensch mit Brille und einem dicken Anorak, baut selbst eine künstliche Schneewechte im Zimmer, deren Form er den natürlichen Schneewechten draussen anzupassen sucht. Dann endlich das Nordlicht, riesige, tanzende Vorhänge, die hinter Bäumen am sternenbesäten Himmel wehen und in warmen Farben leuchten, rosa, orange, gelblich. Ein Raumschiff über dem Südpol, von dem aus das gleiche Phänomen sichtbar ist.

Ada hielt den Film nicht mehr aus und zog sich auf ihr Zimmer zurück. Im linken Fenster der südlichen Fensterfront stand der fast volle Mond, die Bergmassive des Alpsteins und der Drei

Schwestern ragten dunkel als Riesenscherenschnitte in den Himmel. In ihrer Transportkiste aus französischer Küsteneiche fühlte sie ein wenig Geborgenheit. Obwohl die weisse Strukturzeichnung auf einer der Wände, die wie Schaum aussah, und die weissen Polsterstühle und ihr weisses Nachttischlämpchen und das weisse Bettzeug und der helle Betonboden sie an Schnee erinnerten. Im Tal und die Berghänge entlang leuchteten kalte Lichterketten. Unten, in einem der Dörfer, lagen die Gräber ihrer väterlichen Vorfahren. Bürgermeister, Kaufleute, Wirte. Die mütterlichen ruhten irgendwo in Südtirol, sie wusste nicht einmal, wo. Ihre Mutter hatte Meran 1940 als junges Mädchen verlassen müssen, weil die Grossmutter für den Wegzug ins Deutsche Reich optiert hatte, die Brüder waren im Krieg umgekommen, einer in Norwegen, einer in Eritrea, auch die Schwester war schon lange tot. Ada erinnerte sich an eine Geschichte über einen Ahnen, einen Ur- oder Urgrossvater, einen reichen Bauern irgendwo im Pustertal, dessen zwei Söhne sich schon zu seinen Lebzeiten so um das zu erwartende Erbe stritten, dass der Alte nicht lange fackelte, sondern den Hof anzündete, damit die Streiterei ein Ende habe. Die Mutter besass noch einen grossen geschmiedeten Schlüssel zu dem abgebrannten Bauernhof.

Ada legte sich hin, ihr Herz begann wieder zu rasen. In dieser Nacht schlief sie schlecht. Der Mond schien ins Zimmer, mit seinem kalten Licht, Sterne sah man nur wenige, es war zu hell. Die Rollläden wollte sie trotzdem nicht herunterlassen. Einmal wachte sie auf und las im «Verlust der Mitte» weiter. Am Ende empfahl der Autor kleinräumigen ökologischen Landbau und Humor als Lösungsmöglichkeiten für die globale Krise und als Rettung aus der Katastrophe. In den Künsten müsse das Bewusstsein lebendig bleiben, «dass in der verlorenen Mitte der leergelassene Thron für den vollkommenen Menschen, den Gottmenschen, steht». Adas Mitte knurrte schon wieder. Sie ass ein paar Totenbeinli, trockene Kekse, die sie aus dem Gasträum mitgenommen hatte. Wer weiss, vielleicht waren die mit Knochenmehl aus ihren vermahlenden Rheintaler Ahnen gebacken worden. Im Traum sah sie eine grosse Zypresse, zwischen deren Zweigen ein schwarzer Mann mit dem Kopf nach unten verborgen war, der sich aus dem Geäst löste und plötzlich vor ihr stand.

Am nächsten Morgen herrschte wieder Hochdruckwetter. Die Kette der Berggipfel mit den Pyramiden, Hörnern und Zacken war in warmes goldrotes Licht getaucht. Die Sonne ging auf. ◀

Ulrike Längle

ist österreichische Literaturwissenschaftlerin und Schriftstellerin. Sie studierte Germanistik, Romanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft an den Universitäten in Innsbruck und Poitiers. Sie war Lehrbeauftragte am Germanistischen Institut der Universität Innsbruck und in Klagenfurt. Seit 1984 leitet sie das Franz Michael-Felder-Archiv zur Vorarlberger Literatur in Bregenz, wo sie auch lebt. Zuletzt von ihr erschienen: «Franz Michael Felder (1839–1869). Aspekte des literarischen Werkes» (Hrsg. mit Jürgen Thaler; Böhlau, 2011).